

22. Jahrgang.

[illegible]



Nr. 127.

Dienstag, den 4. Juni 1907.

22. Jahrgang.

Die Kette.

Roman von Hans Schulze.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Georg war kein prinzipieller Gegner des Duells, aber er wollte es nur für ganz schwere Konflikte vorsehen wissen, bei denen die Ehre des modernen Rechtsstaates als ungerügt verbleibe, und die nur dadurch aus der Welt geschafft werden können, daß einer der beiden Beteiligten diese Welt verläßt.

Daß dem toten Vater das Recht des Duells, das in Georgs Auffassung mit dem Recht, in bestimmten Fällen aus eigener Machtvollkommenheit töten zu dürfen, vollständig zusammenfiel, ohne weiteres zugestanden hätte, war ihm über allen Zweifel erhaben.

War andererseits aber er selbst, ganz davon abgesehen, daß es ihm absolut unmöglich dünkte, die Waffe gegen den Stiefvater zu führen, dazu berechtigt, jetzt plötzlich als Richter der Eltern aufzutreten, ja handelte er überhaupt im Interesse des Toten, wenn er dies seit so vielen Jahren begrabene Verhältnis, von dem jener vielleicht nie etwas erfahren, wieder ans Tageslicht rerrte?

Der eigene Sohn als Rächer der Ehre des Vaters im Zweikampfe mit dem Stiefvater!

Dieser Skandal in der Heimat und im Reiche, beider Namen vielleicht mit den häßlichsten Verdächtigungen und Beschimpfungen durch die breiteste Öffentlichkeit der Presse geschleift.

So wogte es im Nachklang der psychischen Erregung des vergangenen Abends in ihm unablässig hin und her, indes ihn der Waldpfad bergauf, bergab langsam seinem Ziele entgegenführte in dem träumenden Morgensfrieden des einsamen Forstes.

Hoch über ihm die sonnig durchflimmerte Wölbung der stolzen Buchenkronen, die schlanken glatten Stämme fast bis zum Gipfel hinauf mit zartem Flechtensamt hellgrün übersponnen; dazwischen zuweilen ein versprengter Eichenkoloß, schwere, dicke Moospolster auf der geborstenen Rinde.

Dann wandelte sich allmählich der Charakter des Waldes; eine weite Kiefernsonnung trat zu beiden Seiten an den Weg heran.

Zur Rechten über einer niedrigen Bodenwelle tauchte ein Komplex von roten Ziegeldächern auf; wenige Augenblicke später ritt Georg auf den Wirtschaftshof von Raulehnen ein.

Georg traf, wie vorauszusehen gewesen war, den Onkel nicht zu Hause an, der Herr Baron, hieß es, sei noch auf dem Felde und käme erst um elf Uhr wieder zum Frühstück herein.

Georg ließ daher sein Pferd nach dem Stalle führen und ging selbst nach dem Gutshause hinüber, um den Onkel dort in seinem Arbeitszimmer zu erwarten.

Das Gutshaus von Raulehnen war ein einfacher Bau im Stile eines Landhauses aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; auf stattlich gewölbtem Kellerraum ein kräftig gegliedertes Hochparterre und darüber ein mansardenartiger Stod; der Giebel mit dem Knauffischen Wappen wies noch ins achtzehnte Jahrhundert zurück.

Der kernhafte Baron von Knauff war ein abgesagter Feind alles überflüssigen Luxus und Prunkes in seiner persönlichen Umgebung; dagegen galten seine Wirtschaftsgebäude und Anstalten als die besten im ganzen Kreise und das Gut selbst, das nach dem Willen seines Besitzers einst Georg erben sollte, als ein Mustergut.

Die Einrichtung des Arbeitszimmers, das Georg jetzt betrat, war daher wie die aller anderen Räume des Herrenhauses von der denkbar größten Einfachheit.

Ein altes bequemes Rohbaarsofa nahm die eine Wand an der Tür ein, darüber ein vergilbter Stahlstich des alten Kaisers, vor dem einzigen Fenster ein hohes Stehpult mit Schreib- und Kontormaterial neben einem Bücherregal mit einer kleinen landwirtschaftlichen Bibliothek; in einer anderen Ecke zur Seite einer einfachen Kuchbaumkommode eine endlose Reihe langschäftiger Stiefel.

Ein Hauch traulicher Gemütlichkeit lag trotz des strengen Arbeitscharakters über dem kleinen Raum.

Durch das dumpfe Fenster kam in regelmäßigen Abständen das dumpfe Stampfen der Delpresse und der schnarrende Laut der Holzschneidemaschine, von welchen beiden Anlagen die Triebkraft der dicht am Gute in beträchtlichem Gefälle vorüberfließenden Radaune ausgenutzt wurde —

Georg warf sich in die eine ganz ausgelegene Ecke des Sofas und entnahm der auf dem Tische stehenden Kiste eine Zigarre.

Er hatte noch eine volle Stunde auf den Onkel zu warten und somit hinreichend Zeit und Weile, die Gedanken des Waldweges weiter zu spinnen.

Doch bald machten der scharfe Ritt und die ungenügende Nachtruhe ihre Wirkung geltend, unversehens hatte ihn unter dem eintönigen, einschläfernden Geräusch der Maschine ein leichter Schlummer übermannt.

So fuhr er ganz verstört in die Höhe, als mitten in das bunte Getriebe eines wüsten Traumgewirrs ein wohlbekanntes Lachen hereindröhnte und er aufschauend die mächtige Gestalt des Onkels vor sich erblickte, der, zwischen Sofa und Fenster stehend, mit seinem breiten Rücken beinahe das ganze Zimmer verdunkelte.

„Ist das die Möglichkeit!“ begrüßte ihn der Baron geräuschvoll und stieß seinen berben Knotenstock wuchtig auf den Fußboden auf. „Während unsereins sich seit vier Uhr mit den Polaken ärgert und auf den Feldern herumliegt, schläft der junge Herr hier seinen Sommer aus! Hast gestern wohl wieder einmal bei Gemballa bis in die aschgraue Nachhütte gekneipt? He!“

Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand über den Tisch und sah ihm mit gutmütigem Spotte in das überwachte Gesicht. Georg strömte es heiß zum Herzen.

Wie ein Rebelspuk zerrannen plötzlich all die quälenden Gedanken vor dem frischen, treuherzigen Wesen dieses Mannes; ihm ward, als würden in einem trüben, dunklen Krankenzimmer

auf einmal die Fenster geöffnet und unvermutet ein Strom von Luft und Sonne hereingelassen.

Er wollte sprechen, doch die Worte blieben ihm würgend im Hals stecken; kaum vermochte er den kräftigen Druck der breiten Rechten des Onkels zu erwidern.

Dem scharfen Auge des Barons entging seine Bewegung nicht; er trat näher an den Nissen heran und legte die Hand ermutigend auf seine Schulter.

„Ist dir etwas verquer gekommen, Schorschchen?“ sagte er, und ein Ton ungewohnter Weichheit klang durch seine Stimme. „Du weißt ja, hier ist die Stelle, wo du dich stets ungeübt aussprechen kannst! Wenn ich dir helfen kann, ich bin jederzeit zum Beistand bereit!“

Mit einem dankbaren Blicke sah Georg zu ihm auf, dann schüttelte er, alle Kraft zusammennehmend, die Unsicherheit und Unentschiedenheit seines Wesens ab.

„Davon bin ich überzeugt, Onkel,“ versetzte er mit fester Stimme, „daß du immer für mich zu finden bist, und ich werde dir das auch nie in meinem Leben vergessen! Doch in dem, was mich jetzt bedrückt, da kannst weder du noch irgend jemand anderes auf der Welt mir helfen. Das muß ich ganz mit mir allein abzumachen suchen!“

Er brach plötzlich ab, es schien ihm auf einmal völlig unmöglich, mit dem eigentlichen Zweck seines Besuches herauszukommen.

Ein eigentümliches Gefühl der Furcht, daß er mit der Aussprache seiner Gedanken auch die Herrschaft über sie verloren gebe, schloß ihm wieder den Mund; zugleich auch hielt ihn eine Regung von Scham ab, sich dem Onkel, wie nahe er ihm auch stand, so mit seinem innersten Denken bloßzulegen, wie er die Neußerung eines so schimpflichen Verdachts gegen die Mutter darstellen mußte.

Der Baron war unterdes an sein Schreibpult getreten und kramte dort unter seinen Papieren umher.

Die offenbar tiefgehende Erregung des Nissen hatte ihm einen jähen Schrecken eingejagt, so sehr er sich auch nach außen den Schein der Ruhe und Unbefangenheit zu geben mühte.

Sollte Georg ein unglücklicher Zufall schon jetzt die volle Wahrheit verraten haben?

Der kalte Schweiß trat ihm bei dem bloßen Gedanken dieser Möglichkeit auf die Stirn; seine Hände zitterten ihm derart, daß er eine Rechnung, die er aufgenommen, wieder niederlegen und sich mit der Rechten fest auf die Pultplatte aufstützen mußte.

Dann aber machte die denkende Vernunft wieder ihre Macht geltend: wie würde Georg in einem solchen Falle so ruhig und doch immerhin gefaßt und überlegt jetzt in seinem Zimmer sitzen!

Vergebens suchte er aus dem undurchdringlichen Gesichte des Nissen das Rätsel, das ihm zuvor fast über die Lippen getreten war, herauszulesen.

Georg, der allmählich seine volle Fassung wiedergefunden hatte, wickelte während eines gemeinsamen Rundgangs durch die Wirtschaft als auch später im Verlauf des einfachen Dinners allen dahin zielenden Fragen absichtlich aus und wußte die Unterhaltung lange Zeit auf allerhand neutralen Gebieten, Landwirtschaft, Jagd, Kreisklatsch und anderem, festzuhalten.

Erst als die alte Wirtschafterin den Kaffee servierte, lenkte er seine Gedanken wieder auf das ihn trotz aller oberflächlichen Konversation unablässig beschäftigende Grundthema des Tages zurück.

„Würdest du mir endlich einmal aufrichtig Rede und Antwort stehen, lieber Onkel,“ begann er mit möglichster Unbefangenheit in Ton und Haltung, „worin diese geheimnisvolle Feindschaft zwischen meinem Vater und dem Baron Sinderode ihren Ursprung hat?“

Der alte Herr fühlte sein Herz ein paar Pulschläge lang schneller arbeiten; seine Rechnung war also richtig gewesen, sicherlich hatte Georg irgend eine schwere seelische Attacke durchgemacht, die mit dem Drama im Hause Löhna in Zusammenhang stand.

„Das weiß ich, offen gestanden, ebensowenig wie du,“ versetzte er nach langem Schweigen und blies aus seiner Nase große Rauchwolken nachdenklich in die unbewegte Zimmerluft. „Dein Vater hat alle Anzuspungen in dieser Richtung stets mit einer solchen Gebliffenheit überhört, daß ich meine Fragen schließlich als nicht gern gesehen eingestellt habe. Du weißt ja, ich bin absolut nicht neugierig!“

„Und hast du denn auch gar keine Vermutung?“

Der Baron zuckte die Achseln.

„Es ist nicht meine Art, mir überflüssigerweise anderer Leute Köpfe zu zerbrechen.“

„Sie waren doch aber in der Jugend eng befreundet?“

„Das will ich meinen, sogar unzertrennlich wie Pastor und

Pollux, ich habe sie ja als Jungen gekannt. Dann gingen sie beide zum Militär und waren ziemlich lange hier oben unsichtbar. Erst kam dein Stiefvater und dann zehn oder zwölf Jahre später der Sinderode wieder herauf. War eines schönen Tages im Lande, kümmerte sich um keine Menschenseele, ließ sich bei niemand blicken, auch bei mir nicht, der ich als Familienältester doch wenigstens eine Anstandsvisite beanspruchen konnte. Schließlich fuhr ich selbst einmal nach Sinderode hinüber, um den Herrn gründlich ins Gebet zu nehmen. Indes ich traf dort einen ganz fremden Menschen, der mich zwar höflich, aber sehr kühl behandelte und mich, wenn ich ehrlich sein soll, eigentlich schon nach recht kurzer Zeit wieder hinauskomplimentierte. Ich hatte ihm allerdings vorher ein paar Liebenswürdigkeiten über einige seiner Schrullen gesagt und, nachdem ich mir das von der Leber geredet, im Grunde ja auch in Sinderode nichts mehr zu suchen!“

Eine kleine Pause entstand.

Die behagliche Stille des Mittags hing in dem niedrigen Gemach, nur ein alter Regulator tickte aufdringlich in den leisen Flug der Zeit, und vom Hofe klang zuweilen ein helles Mädchenlachen oder der schrille Schrei eines Kotschinchinababes herein.

„Nur noch eine Frage, Onkel!“ nahm Georg mit etwas unsicherer Stimme endlich die Unterhaltung noch einmal wieder auf. „Kannte Baron Sinderode meinen verstorbenen Vater?“

„Aber selbstverständlich!“ war die Antwort. „Er und Löhna standen als Leutnants in der Schwadron meines Vaters und gingen in seinem Hause ein und aus! Das ergab sich ja doch auch zu natürlich aus der nahen Verwandtschaft der Sinderodes mit deiner Mutter!“

„Doch warum rührst du heut an all diesen alten Geschichten?“ suchte er jetzt das peinliche Gesprächsthema abzubringen. „Ich ziehe mich zu meinem Nachmittagschlaf zurück, denn mir fallen sonst noch die Augen zu! Wenn du willst, kannst du dir es auf diesem Sofa ja auch ein bißchen bequem machen.“

Der Tag neigte sich bereits seinem Ende zu, als Georg das gastliche Gut wieder verließ.

Weder von ihm noch von dem Onkel war im Verlauf des Nachmittags der Gegenstand der Kaffee-Unterhaltung noch einmal berührt worden, obwohl er, wie sie beide deutlich gefühlt, als ein unausgesprochenes Etwas während der ganzen Zeit zwischen ihnen geschwebt hatte.

Georg hatte sich stundenlang durch die glühendheiße, schattenlose Ziegelei schleppen und dann in eingehender Weise über die Vorzüge der neuen Coakillwalzen und Döbelapparate unterhalten lassen; doch während er scheinbar interessiert dem langatmigen Vortrage des Onkels gelauscht, war er mit seinen Gedanken weit ab gewesen von Ringofensystemen und den maschinellen Verbesserungen zum Einsetzen von Rübenkernen.

Wie mit Polypenarmen zwang die Entdeckung des vergangenen Tages seine ganze Denkrichtung immer wieder in die Vergangenheit zurück.

Der tote Vater schien plötzlich greifbare Gestalt angenommen zu haben, ihm in den letzten vierundzwanzig Stunden näher gerückt zu sein als in dem ganzen bisherigen Vierteljahrhundert seines Lebens.

Mit Aufbietung seines gesamten Erinnerungsvermögens suchte er sich die wenigen Momente ins Gedächtnis zurückzurufen, die aus den spärlichen Erzählungen der Mutter über den Verstorbenen in seinem Geiste haften geblieben waren.

Jetzt auf einmal tat es ihm leid, daß er gegen den Onkel nicht deutlicher geworden, der ganze Zweck seines Besuches war schließlich verfehlt.

Allerhand abenteuerliche Kombinationen schwirrten ihm durch den Kopf, immer mehr befestigte sich in ihm die Ueberzeugung, daß er mit seinem gestrigen Funde den Zipfel des Geheimnisses gelüftet habe, von dem ihm die Vergangenheit verschleiert dünkte.

Von Moment zu Moment wurde es ihm klarer, daß hier Umstände vorwalten mußten, die ihm um jeden Preis verborgen bleiben sollten, daß all diese verschlungenen Fäden in dem künftigen Dunkel zusammenliefen, mit dem ihm der jähe Tod des Vaters anscheinend mit bewußter Absichtlichkeit von jeher verhüllt worden war.

Georg hatte seinen Weg nicht wieder direkt nach Hause genommen, sondern war an der Grenze des Löhnschen Forstes noch einmal auf die Rahnsfelder Chaussee abgebogen, um den Rest des Tages auf irgend eine Weise in der Stadt herumzubringen; er verkehrte seit einiger Zeit an der Stammtischrunde, die sich allabendlich um den großen Mittelstisch in der Gemballaschen Weinstube zusammenfand, weniger aus Neigung für die Gesellschaft, die er dort traf, als aus dem Bedürfnis heraus, dann und wann einmal andere Gesichter als daheim um sich zu sehen.

Fortsetzung folgt.

Denkspruch.

Ein kleiner, selbstlernter Spruch
Ist mehr wert als ein gutes Buch,
Das einer menschenfern geschrieben
Und so dem Leben fremd geblieben.

Eine gesprungene Saite.

Nach dem Russischen bearbeitet von E. R.

(Schluß)

(Nachdruck verboten.)

Die folgenden Tage schloß ich Unwohlsein vor und verließ nicht mein Zimmer, und als ich dann wieder mit dem jungen Geigenpieler zusammenkam, war ich gemessen und kühl in meinem Wesen, und obgleich sein Blick fragend auf mir ruhte, blieb auch er zurückhaltend und fremd.

Allmählich lehrte die frühere Unbefangenheit in unserem Verkehre zurück und wir musizierten nach wie vor.

Unterdessen beschäftigte sich mein guter Mann eifrig mit dem Gedanken über die Zukunft des jungen Mannes.

„Wir müssen ihm helfen, aus diesem weltvergesenen Orte herauszukommen,“ sagte er. „Ohne jegliche Anregung kann kein Talent gedeihen, wir müssen ihm die Mittel schaffen, unsere Stadt zu verlassen.“

Als ich mit ihm in diesem Sinne sprach, war ich überrascht, bei den ehrgeizigen Plänen, die er mir mitgeteilt, auf sehr wenig Beifall zu stoßen.

„Sie müssen fort,“ sagte ich, „hier im rauhen Norden, bei dem geistigen Stillstande unserer hiesigen kleinlichen Gesellschaft, müssen Sie zugrunde gehen. Das pulsierende Leben einer Großstadt ist das einzige Feld, auf welchem Genialität seine Würdigung findet.“

Er hörte stillschweigend zu. „Ich kann nicht fort, ich mag nicht allein sein,“ sagte er dann leise. „Niemand in der ganzen Welt interessiert sich, fühlt für mich, nur Sie, Frau Marussia, — nur Sie ganz allein.“

In seinen Augen standen Tränen, und ich fühlte das größte Mitleid mit dem jungen Menschen.

„Sie haben sich an uns gewöhnt,“ sagte ich, „doch es gibt überall gute Menschen, und der Künstler erobert sich die Herzen.“

Er schüttelte traurig mit dem Kopfe und schwieg. Meinem Manne war es in der Zeit gelungen, ihm einige Stunden zu verschaffen, er verließ daher unser Haus und siedelte in ein Gasthaus über, auch hatte er einige Male für wohltätige Zwecke in Konzerten mitgewirkt.

Woldemar teilte mir nun mit, daß er schon seit einiger Zeit dahin wirke, dem jungen Menschen ein Konzert zu arrangieren, damit er durch die Einnahme einer namhaften Summe die Möglichkeit hätte, seine Reise fortzusetzen. Viele Personen interessierten sich bereits für den jungen Künstler und er hoffte das Beste.

Sverkof regte der Gedanke an das Konzert auf eine Weise auf, die meinen Mann erschreckte.

„Wäre es doch nur schon vorüber,“ sagte er zu mir, „ich fürchte, daß er wieder erkrankt.“

„Du bist zu ängstlich,“ meinte ich, „er ist nervös, das wird sich geben.“

Doch auch mir fiel sein verändertes, schlechtes Aussehen auf. Wir setzten nun das Programm auf, und er bat mich um meine Begleitung bei zwei Stücken, die er ohne Orchester spielte. Ich sagte zu und wir übten nun fleißig, wobei mich der Gedanke, öffentlich aufzutreten, auch nicht wenig aufregte.

Alles ging nach Wunsch; das Haus war bereits völlig ausverkauft, alle Vorbereitungen getroffen, einige musikliebende Personen der Gesellschaft hatten ihre Teilnahme versprochen und ein guter Erfolg schien sicher.

Sverkof befand sich in einer fieberhaften Unruhe, kam mehrere Male des Tages zu uns herüber, ohne länger als eine Viertelstunde zu verweilen, schlief wenig und magerte zusehends ab.

Zwei Tage vor dem Konzert erschien er in großer Aufregung und höchst verstimmt. Eine in unserer Stadt hochgestellte Dame hatte sich erbboten, das eine, mit mir eingeübte Stück zu begleiten, und er befand sich deshalb in arger Verlegenheit.

Die Dame, die eine gute Klavierspielerin war, durfte nicht verletzt werden, ich trat daher zurück und wir beschloßen, dasjenige Stück, welches ich begleiten sollte, erst am Schlusse des Konzerts zu bringen.

Zwei Tage vor demselben fand die letzte Probe im

Theater statt und mein Herz klopfte nicht wenig, als ich die Bühne betrat. Unser Stück ging übrigens sehr gut, die Musik des Saales war gut und die sanften Töne der Geige klangen herrlich. Ueber das Orchester ärgerte sich Sverkof jedoch ohne Aufhören; zwanzigmal ließ er wiederholen, niemand konnte sich seines Beifalls rühmen, und er befand sich in der schrecklichsten Aufregung.

„So aufgeregt dürfen Sie übermorgen nicht sein, Anatole Fedorowitsch,“ sagte ich, als wir gemeinsam das Theater verließen, — „das geht nicht.“

„O nein,“ erwiderte er, „übermorgen, wenn ich vor der Menge spiele, kommt über mich eine Begeisterung, die mich alles übrige vergessen macht. Uebrigens liegt mir jetzt nur an Ihrer Meinung, Frau Marussia, sonst ist die ganze Welt mir gleichgültig geworden. Sie haben Verständnis für Musik und sind zu aufrichtig, um zu loben, wenn es nicht wirklich gut ist. — O! wie soll ich die Trennung von Ihnen ertragen?“ Sein Auge schimmerte feucht, und ein unendlich trauriger Ausdruck lag auf seinem Gesichte.

Ich gab dem Gespräche eine andere Wendung und wir trennten uns an der Türe meiner Wohnung.

Endlich war der verhängnisvolle Tag angebrochen. Ich befand mich vom Morgen an im Fieber, wiederholte die schweren Stellen meiner Begleitung, doch fehlte mir die nötige Ruhe dazu, ich sprang auf und besichtigte meine bereitliegende Toilette, konnte dabei aber auch nicht verweilen und fand nirgends Ruhe.

Endlich brach der Abend an, und ich kleidete mich an. Nachdem mein Mann meinen Anzug tadellos gefunden, fuhren wir ins Theater, wo wir eine Loge inne hatten. In kurzer Zeit war alles besetzt, der Vorhang ging in die Höhe und Sverkof erschien. Lauter Beifall empfing ihn; er grüßte, erfreut über den freundlichen Empfang, und blickte in unsere Loge. Ich nickte ihm zu und mein Mann applaudierte eifrig. Es ging wie ein Sonnenstrahl über sein bleiches Gesicht.

Nun wurde es still; gespannt lauschte jeder auf das jetzt beginnende Konzert von Mendelssohn mit Begleitung des Orchesters. Herrlich spielte er es in jeder Hinsicht. Man fühlte, daß eine Begeisterung ihn besetzte, die dem einfachen Instrumente Leben verlieh und alle Regungen des menschlichen Herzens in ihren mannigfachen Nuancen wiedergab. Spielend überwand er die größten Schwierigkeiten. Er schien bald übermütig zu lachen, bald nedisch zu kosen, jetzt ängstlich zu stehen, dann glaubend zu hoffen, bis all die widerstrebbenden Empfindungen einer leidenschaftlichen Seele in einer herrlichen Melodie zur Klarheit gelangten, die großartig und hehr sich ausbreitete. Mich überkam ein Gefühl erhabener Nahrung, die mir die Brust weitete und mich ans Herz packte. Ich fühlte, wie Tränen in meine Augen traten und über meine Wangen rollten. Er sah es und lächelte selig.

Als der letzte Ton verklungen, brach ein Sturm von Beifall los; Sverkof wurde immer und immer wieder gerufen, mußte immer von neuem danken und grüßen, und uns fiel es auf, daß er bei seinem letzten Erscheinen die Hand auf die Brust legte, als empfinde er dort Schmerz.

„Ich fürchte, Marussia, er wird wieder krank,“ sagte mein Mann besorgt, „wäre das Konzert doch schon zu Ende!“

Es folgten nun einige Vorträge anderer Künstler, dann trat die Dame auf, die sich so freundlich erbotten hatte, Sverkof zu begleiten. Sie spielte vortrefflich, und er trug die liebliche, anmutige Weise mit vollendeter Grazie und Feinheit vor. Nach einigen Nummern für Gesang mußte die Reihe an uns kommen. Ich verließ unsere Loge und beschloß, eine Tasse Tee zu trinken, weswegen ich mich in das für die Mitwirkenden bestimmte Zimmer begab.

„Nehde Sverkof zu, ein Glas Wein zu trinken,“ sagte mein Mann, mich bis an die Türe begleitend.

In dem Zimmer fand ich zu meiner Ueberraschung nur Sverkof, die anderen hatten sich bereits nach Hause begeben. Unruhig ging er auf und ab.

„Mein Mann läßt Ihnen raten, Anatole Fedorowitsch, ein Glas Wein zu trinken,“ sagte ich, „Sie sehen sehr angegriffen aus.“

Er antwortete nicht, sondern durchmaß das Zimmer mit heftigen Schritten.

Ein Diener brachte mir den Tee, den ich mit Me-

Hagen schlürfte, da er immer beruhigend auf mich wirkt.

Plötzlich, ehe ich mich dessen versah, stürzte Sverkof zu meinen Füßen nieder, umflammerte meine Knie und bedeckte meine Hände mit glühenden Küssen. „Maruffja, Maruffja!“ rief er leidenschaftlich, „ich muß es Ihnen endlich gestehen, . . . es läßt sich nicht mehr zurückdrängen, . . . es sprengt mir die Brust. . . Ich liebe Sie, liebe Sie über alles!“

„Mein Gott,“ rief ich erschreckt. „Was ist Ihnen, Anatole Fedorowitsch! Stehen Sie auf, Sie wissen nicht, was Sie reden!“

„Doch, doch, ich weiß es ganz genau. Tag und Nacht denke ich daran, — jede Faser in mir, jeder Pulsschlag sagt es mir, — ich kann nicht mehr ohne Sie leben, Maruffja!“

Entsetzt suchte ich mich von ihm zu befreien.

„Stehen Sie auf, Herr Sverkof,“ sagte ich fest, „die heutige Aufregung raubt Ihnen die Besinnung, — Sie vergessen sich, Sie vergessen, daß Sie zu der Frau eines anderen sprechen, der Ihr Wohltäter ist.“

„Oh, die Liebe kennt keine Schranken,“ sagte er, „Sie, Maruffja, verstehen die Seele eines Künstlers. Sie fachen das heilige Feuer in mir an, . . . an Ihrer Seite kann ich Großes leisten . . . nur durch die Liebe wird das Genie fruchtbar. — Zusammen . . .“

„Genug!“ rief ich empört, „Sie vergessen, Herr Sverkof, daß . . .“

Ich zögerte einen Augenblick, doch das harte Wort mußte ausgesprochen werden, gleich, ohne Aufschub.

„Sie vergessen, daß ich Sie nicht liebe! Ich liebe meinen Mann über alles in der Welt. — Ich stelle niemand ihm gleich, und habe für alle übrigen Menschen, auch für Sie, nur Freundschaft zu vergeben. — Wollen Sie sich damit nicht begnügen, dann lassen Sie uns so schnell wie möglich auseinandergehen!“

Er starrte mich wortlos an, als könne er nicht fassen, was er gehört.

Ich stand auf und verließ das Zimmer. Mein Mann wartete bereits auf mich.

„Es ist gleich Zeit,“ sagte er. „Wie verstört siehst du aus, Maruffja, hätte ich gewußt, daß es dich so aufregen würde, ich hätte meine Zustimmung zu deiner Mitwirkung nicht gegeben. Doch wo bleibt Sverkof, ich gehe ihn holen.“

Er verließ mich, während ich mit gesenktem Kopfe da stand. Zum ersten Male verheimlichte ich etwas vor meinem Mann, und ein schweres Gefühl von Schuld- bewußtsein legte sich mir auf die Brust.

Die beiden Herren traten jetzt heraus. Mein Mann drückte einen Kuß auf meine Lippen und ich umarmte ihn leidenschaftlich.

Verwundert sah er mich an.

„Sei doch ruhig, Maruffja, es ist ja eine Kleinigkeit, wozu diese furchtbare Aufregung!“ sagte er unzufrieden.

Gewaltig zwang ich mich zur Ruhe. Wir traten auf. Ich hatte ein langes, schwieriges Vorspiel; endlich ging es zu Ende, noch ein Schlußakkord, dann mußte die Geige einsinken.

Ich gebe den Akkord an und warte . . . Sverkof schweigt.

„Es ist an Ihnen, zu spielen,“ rufe ich ihm leise zu. Er steht unbeweglich da.

„Anatole Fedorowitsch,“ rufe ich, mich nach ihm umwendend, „Sie müssen beginnen!“

Er zuckt beim Laute meiner Stimme zusammen und fährt mit dem Bogen über die Geige.

Eine schrille Dissonanz durchzittert wimmernd den Raum. Ein Ach! der Ueberraschung tönt aus dem Publikum herüber. Dieses gibt ihm seine Besinnung zurück. Er rafft sich auf, fährt gewaltig mit dem Bogen über die Saiten.

Es folgt ein dumpfer Ton. Die Saite war gesprungen! Zu gleicher Zeit quoll ein dunkelroter Strom aus dem Munde des jungen Künstlers, über die Geige herab, die seinen Händen entfiel, und er sank bewusstlos auf den Boden hin.

Der Vorhang wurde sogleich herabgelassen, mein Mann war gleich zur Stelle, und der Ohnmächtige wurde in das Zimmer gebracht, wo er vor einer halben Stunde die leidenschaftlichen Worte zu mir gesprochen.

Sobald er das Bewußtsein wieder erlangt, forschte

mein Mann für seine Ueberführung in seine Wohnung, dann lehrte er tief erschüttert nach Hause zurück.

„Dieses Mal habe ich keine Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten,“ sagte er ernst, „mit Anbruch des Frühjahrs wird er ausgelitten haben.“

Leider bestätigte sich seine Ansicht. Ein heftiges Fieber, das nicht zu bannen war, raffte rasch seine Kräfte dahin und ein quälender Husten raubte ihm die Ruhe der Nacht.

Wir besuchten ihn beinahe täglich, und ich hielt mit Mühe meine Tränen zurück, wenn ich die Verheerungen beobachtete, die die grausame Krankheit in dem jungen Körper anrichtete.

Anfänglich schien er die Gefahr seines Zustandes nicht zu erkennen. Er machte Pläne für die Zukunft, wollte nach Petersburg und träumte von Ruhm und Glück.

„Wenn ich berühmt geworden bin, müssen Sie nach Petersburg kommen, um mich zu hören,“ sagte er zu mir, „Sie können doch nicht immer in diesem elenden Nests bleiben, und ein so guter Arzt, wie Ihr Mann, findet dort ein ergiebigeres Feld.“

Die Szene im Theater wurde mit keinem Worte erwähnt und ich hatte gegen ihn den früheren freundschaftlichen Ton wieder aufgenommen.

Einige Wochen waren hingegangen. Eine milde Lust verkündete das Nahen des Frühlings und der Schnee schmolz unter den Strahlen der Märzsonne.

Sverkof lag matt mit geschlossenen Augen in den Kissen, als wir in sein Zimmer traten. Man hätte denken können, das flackernde Leben wäre bereits entflohen, doch beim Geräusche der sich öffnenden Thür wandte er uns den Kopf zu, und ein schwaches Lächeln glitt über die abgemagerten Züge.

„Ich wartete schon auf Sie,“ sagte er, „weil ich eine Bitte habe. Seien Sie so gut, Frau Maruffja, schicken Sie mir meine Geige, ich muß spielen, muß üben, sonst vergesse ich alles — nun muß ich doch bald fort.“

Er sprach so leise, daß ich ihn kaum verstehen konnte.

„Gewiß,“ sagte ich, „Sie sollen sie haben, sobald Sie wünschen.“

Erschöpft lag er wieder mit geschlossenen Augen da. Nach einiger Zeit ergriff er meine Hand und sagte kaum hörbar: „Maruffja, — zuweilen glaube ich, daß — ich sterbe.“

Dabei sah er mich prüfend an.

Ich wußte kaum, wie ich die hervorbrechenden Tränen zurückhalten sollte. Zum Glück kam mein Mann mir zu Hilfe, indem er ihm Mut zusprach.

Längere Zeit lag er bewegungslos da. Mein Mann machte mir ein Zeichen und ich erhob mich.

„Wollen Sie schon fort?“ fragte der Kranke, „nun leben Sie wohl! — Vielleicht zum letzten Male, Frau Maruffja!“

Ich reichte ihm meine Hand, die er küßte, indem ich versprach, morgen wiederzukommen.

Als ich bereits die Ausgangstür erreicht, rief er leise: „Frau Maruffja, geben Sie mir noch einmal Ihre Hand!“

Ich kehrte an sein Bett zurück, erfaßte mit meinen Händen seinen Kopf und drückte einen Kuß auf seine bleiche Stirn, indem die Tränen über mein Gesicht stürzten.

Glücklich lächelnd, mit seligem Ausdruck in den Zügen, begleiteten mich seine Blicke, bis ich das Zimmer verlassen.

Noch an demselben Tage verließte das junge Leben und der arme Dufber hatte ausgerungen.

Nassauische Handelsschule

für Damen und Herren

Adelheidstraße 10.

Erstes und vornehmstes Institut am Platze.

Prospecte gratis.

8957

Leitung: Jaques Gadosky, staatl. geprüft.